



WALTER KEMPOWSKI, geboren am 29. April 1929 in Rostock, starb am 5. Oktober 2007 in Rotenburg an der Wümme. Er gehört zu den bedeutendsten deutschsprachigen Autoren der Nachkriegszeit. Einem breiten Publikum bekannt wurde er durch seinen Roman »Tadellöser & Wolff«, der Kultstatus erreichte und auch verfilmt wurde. Seine monumentale Collage »Das Echolot« war 1993 eine literarische Sensation und fand zwölf Jahre später mit der Veröffentlichung des zehnten Bandes, der die Bestsellerliste stürmte, ihren krönenden Abschluss.

Der letzte zu Lebzeiten des Autors veröffentlichte Roman »Alles umsonst« brachte Walter Kempowski auch internationale Anerkennung.

Das Werk von Walter Kempowski umfasst zahlreiche Romane, Erzählungen, mehrere Tagebücher und Befragungsbücher. Eine Übersicht befindet sich am Ende des vorliegenden Romans. Weitere Informationen zu Leben und Werk von Walter Kempowski sind zu finden unter [www.kempowski.de](http://www.kempowski.de)

»Schöne Aussicht« ist Teil der sogenannten »Deutschen Chronik«, in der Walter Kempowski die Geschichte seiner Familie vom Kaiserreich bis in die 1960er-Jahre der Bundesrepublik erzählt. Neben sechs Romanen, die die Familiengeschichte schildern, wird die »Deutsche Chronik« durch drei Befragungsbände ergänzt.

»Kempowski ist ein Chronist des Jahrhunderts.«

*DIE ZEIT*

»So ist ›Schöne Aussicht‹ aus jeder Perspektive betrachtet das Meisterwerk eines Geschichts- und Geschichtschreibers, eine Chronik des deutschen Bürgertums par excellence.«

*Badische Neueste Nachrichten*

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de) und Facebook.

Walter Kempowski

# SCHÖNE AUSSICHT

Roman

Der Roman erschien erstmals 1981.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt  
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

2. Auflage

Copyright © 1981 beim Albrecht Knaus Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Bürosüd

Umschlagmotiv: Getty Images Deutschland GmbH

Druck und Bindung: GCP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10435-3

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

FÜR JÜRGEN KOLBE



# I. Teil

Es war ein Sonntagabend, und da hieß es plötzlich: Flottenalarm! Die ganze Flotte lag ja im Hafen, und eine Stunde lang heulten alle Schiffssirenen, ohrenbetäubend. Und dann zogen die Matrosen Arm in Arm durch die Stadt, und alles, was sie an Signalmunition hatten, rot, grün, weiß, das schossen sie in die Luft.

Die Marine war Wilhelms Lieblingskind, und ausgerechnet die hat die Revolution angefangen. A. D.

Wir hatten Angst vor den Kommunisten, weil wir die Berichte aus Rußland von 1917 gehört hatten. Das muß ja schrecklich gewesen sein! Und deshalb waren wir gegen diese Leute.

C. L.

»Morgen braucht ihr nicht zur Schule zu kommen«, hieß es im November 1918. Man befürchtete, es gebe irgendwelche Unruhen. Es hieß: »Wenn es irgendwelche Straßensachen gibt, dann bleibt ihr zu Hause.« M. N.

Ein Lehrer kam herein und sagte: »Die Schule fällt aus, ihr geht jetzt nach Hause.«

Wir haben dann einen großen Umweg gemacht. Der nächste Weg wäre über die Kaiserbrücke gewesen, aber die stand unter Feuer. Wir schlichen uns also zu der allerletzten Brücke, das war eine Eisenbahnbrücke, und dann liefen wir schnell hinüber. R. K.

Ich bin auf der Kavalleriestraße Rollschuh gelaufen. Da hörte ich Schüsse und lief angstvoll zu meiner Freundin ins Haus. R. Sch.

Ein Trupp Soldaten zog durch die Straße, Matrosen und Feldgraue, jeder trug das Gewehr, wie's ihm gefiel.

Vor unserm Haus stand ein einzelner Soldat und guckte sich das an, wie die da vorübermarschierten. Da lösten sich zwei aus dem Trupp, schnitten ihm die Achselklappen ab und marschierten weiter. Das ging in größter Ruhe vor sich, und der Soldat war ganz einverstanden damit.

S. R.

Fünzig Meter von unserm Haus entfernt bauten die »Gerstenberger« ihre Kanonen auf. (Das waren Soldaten, die aus dem Westen kamen.) Die Kommunisten erwiderten das Feuer mit Maschinengewehren, und ein Pferd der Artilleristen bekam einen Schuß ins Bein. Mein Vater war Arzt. Der hat das Tier operiert und verbunden.

L. Z.

Läden wurden geplündert. Zum Beispiel Kunella am Gertrudenplatz. Polizei und Feuerwehr waren schnell zur Stelle. Die Plünderer, meist Frauen, hatten die Schürzen vollgepackt mit Eiern, Margarine und so weiter. Die Feuerwehr setzte ihre Spritzen ein, alle verloren ihren Raub: Die Straße war kaum noch begehbar.

R. S.

Nach der Revolution kamen die heimkehrenden Truppen auf dem Güterbahnhof an. Wir Schüler standen am Fenster, auch die Lehrer, und in der Pause liefen wir runter zum Zug, aber die Soldaten waren alle weg. Vor den Schiebetüren der Waggons hingen Gardinen, und innen drin standen Betten mit Kissen und Plumeaus. Überall standen offene Kisten mit Handgranaten, Gewehr- und Revolvermunition. Wir stopften uns die Taschen voll. Später machten wir Unsinn damit.

R. St.



Es hieß: drei Wochen Behördenschluß. Mein Vater war Stadtbauinspektor und dachte, er würde entlassen oder so was, aber nach drei Wochen ging alles normal weiter. Ohne Beante kann kein Staat auskommen. P. T.

Die Nachkriegszeit war traurig. Ich ging immer durch das Alte Rathaus zur Arbeit. Da standen die Wohltätigkeitsempfänger Schlange. Ach, war das ein Elend! Und dann die dicken Bonzen, die denen dann die Wohltätigkeitsgelder hinschmissen...

Ich war noch jung, aber das hab' ich wohl gemerkt. W. Ö.

Für diejenigen, die sich von der Revolution viel versprochen hatten, war der Umbruch eine große Enttäuschung. Der Achtstundentag – das war das einzige, was kam. B. L.



Die Borwinstraße in Rostock hat ihren Namen von Burwin II., einem Wendenfürsten. Im 15. Jahrhundert sorgte er dafür, daß »Rostock viele ansehnliche Gebäude erhielt«, wie in einer Chronik steht. Die Borwinstraße ist allerdings keinesfalls ansehnlich, sie ist eine sogenannte Arbeiterstraße und liegt in der Werftgegend. Sie grenzt an die Niklotstraße, die auch nach einem Wendenfürsten benannt wurde, nach Niklot dem Kind. In ihr wohnen ebenfalls Arbeiter, die tagsüber in der Werft hämmern und sägen, was zu hören ist; Arbeiter, Handwerker und kleine Gewerbetreibende.

In diesem Stadtteil sind die Häuser durchweg viergeschossig. Eins ist wie das andere: Straßenbäume decken die Armseligkeit notdürftig zu.

Schwaan im Blauband  
frisch gekirnt

In jedem sechsten Haus ist das Parterre zu einem Kolonialwarenladen ausgebaut, dessen Besitzer von den Menschen lebt, die hier wohnen. An den Ecken der Häuserblocks befinden sich Kneipen oder Friseure oder Zigarettensläden. Einmal die Woche kommt hier noch der Tönnchenwagen der städtischen Rieselfelder.

Hunde pinkeln an die Häuser, und Jungen schreiben mit Kreide auf das Trottoir: »Erna ist doof.« Sie essen Schmalzbrote und haben schmutzige, abgeschrammte Knie, und aus der Hosentasche hängt ihnen ein sogenannter »Herkules«, eine Gummizwille, mit der sie Kinder anderer Straßen beschießen. Manchmal geht dabei auch eine Laterne zu Bruch, was die Straße von Kindern augenblicklich leerfegt. Die Hunde laufen hinterher.

Die Kirche, die inmitten dieser Häuser steht, heißt Heilig-Geist-Kirche; sie ist eine evangelische Kirche, und sie wurde 1904 von einem katholischen Architekten erbaut. Glasierte Ziegel wurden verwendet, und mit Zierat wurde nicht gespart. Sie ist übrigens größer, als man denkt. Geschickt eingebaute Emporen ermöglichen an hohen Festtagen die Unterbringung einer großen Zahl von Gläubigen, ohne daß bei schwächerem Besuch der Anblick unerfreulicher Leere entsteht. Von draußen sieht es so aus, als sei sie mit einem Kreuzschiff versehen, von drinnen hat man eher den Eindruck, in einem Rundbau zu sitzen: wenn man schon mal drinsitzt.

Der Pfarrer, der hier zuständig ist, heißt Straatmann, der läßt nichts unversucht: Plattdeutsch predigt er zu festgesetzten Zeiten, und die Taubstummensprache kennt er auch. Viel ist er unterwegs in dieser etwas schwierigen Gegend. Mit einer Bratpfanne hat man ihn schon mal geschlagen, und seine Tür hat man mit Kot beschmiert. Oft sitzen verweinte Frauen in seinem Arbeitszimmer, und ständig hat er einen Schüler bei sich, den er weiterbringen will, weil er erkannt hat, in diesem Bengel steckt was, der muß aufsteigen aus dem Sumpf, der muß studieren.

Utinam, mit dem Konjunktiv:

O daß doch! Wenn doch ...

Latein bringt er ihm bei und Mathematik, und bei den Lehrern läßt er sich sehen, mit seinem freien Blick, öfter als denen lieb ist.

In diesem Stadtteil, in der Werftgegend also, in dem die Bewohner auf spiegelblanke Treppenhäuser Wert legen – auf jedem Treppenabsatz steht ein Gummibaum –, findet Karl Kempowski, dieser schmächtige junge Mann mit der goldenen Brille, nach längerem Suchen für sich und seine junge Frau eine winzige Dreizimmerwohnung.

Sein Vater hatte beim Wohnungsamt nichts ausrichten können, die Beziehungen hatten versagt, der rechte Kon-

takt zu den neuen Leuten im Rathaus war noch nicht wieder hergestellt.

»Wir können uns auch keine Wohnung aus den Rippen schneiden für Ihren Herrn Sohn«, war gesagt worden, und es war hingewiesen worden auf den verlorenen Krieg, in dem es die Herrschaften ja vorgezogen hatten, Kanonen herzustellen, mit denen man Wohnungen zerschießen kann. »Akkenkunnig« habe man Karl Kempowskis Wohnungswünsche gemacht, immerhin, doch dabei blieb's.

Es war noch nicht einmal gelungen, in einer der drei eigenen, im Krieg erworbenen Villen Platz zu schaffen für den Sohn, weder in der »Lo-ig-ny«-straße – wie die Rostocker sagen – noch in der Orleansstraße, geschweige denn am Schillerplatz, dieser vornehmen Grünanlage. Man sah sich nicht in der Lage, die Leute, die jetzt dort wohnten, auf die Straße zu setzen. »Mieterschutz« verhinderte das.

»Eigentlich ja unerhört.«

Die Kempowskis hätten auch die Wohnung in der Borwinstraße nicht bekommen: »Zu groß« für ein jungverheiratetes Paar, wenn der Hauswirt nicht gutgesagt hätte für sie; Schlossermeister Franz, ein ehemaliger 210er, Feldwebel in Karls Nachbarkompanie vor Ypern und Inhaber eines phantastischen Schnurrbarts. Der hatte sein SPD-Mitgliedsbuch gezückt und hatte der Stadträtin Bescheid gesagt, daß der junge Herr Kempowski vier Jahre lang »vorn« gewesen wär' und sich immer anständig benommen hätt'.

Als Robert William Kempowski erfährt, daß sein Sohn in der Borwinstraße gelandet ist, ruft er ins Telefon: »Jungedi! Borwinstraße! Das ist ja 'ne Puffgegend, da wohnen doch lauter Nutten...?«

Er haut den Hörer auf und fragt Sodemann, den Prokuristen, ob er weiß, wo sein Sohn gelandet ist? Und er

klüngelt seine Frau an und fragt sie auch, ob sie weiß, wo Karl gelandet ist? Und am Nachmittag hat Anna, seine Frau, in ihrem vornehm nach Norden gelegenen Salon Gelegenheit, es den Damen ihres Kränzchens mitzuteilen. Gehäkelt wird, und als sie es erzählt, wird die Handarbeit hingelegt, und man guckt sich an: Borwinstraße? Wie weit sind wir gesunken?

Der schräg aufgestellte Mahagoni-Spiegel faßt das Bild der Kränzchenrunde, wie sie da sitzt um ihren runden Tisch vor Portwein und Plätzchen: Frau Warkentin mit ihrem großen Busen und Frau von Wondring, dürr und abgetakelt. Borwinstraße? Wie weit sind wir gesunken.

Bald weiß es dann die ganze Stadt: daß Karl Kempowski, Körling also, der Sohn des Schiffsreeders Robert William Kempowski, Besitzer einer Villa, die an dem so vornehmen Schillerplatz liegt, auf dem sogar ein Springbrunnen installiert ist, der an warmen Tagen seine Fontäne auf das Straßenpflaster weht... daß Karl Kempowski mit seiner entzückenden kleinen Frau in einer Gegend gelandet ist, in der noch Pumpen vor den Häusern stehen, die quiet-schen, wenn man sie schwengelt.

Waschfrauen oder Dienstmädchen bezieht man aus dieser Gegend, von der man nur weiß, daß sie vor dem Kröpeliner Tor liegt, und zwar in der Nähe der Werft.

Es ist eine kleine Wohnung, und es ist eng. Wenn einer auf den Lokus will, so wird gescherzt, dann müssen alle erst ins Eßzimmer treten und den durchlassen... Aber sie hat Sonne. Eine kleine, aber sonnige Wohnung ist es. Drei Zimmer: Im winzigen Wohnzimmer stehen die grünen Polstermöbel, Karls Schreibtisch und der Bücherschrank. Hier ist sogar noch eine Ecke frei für Grethes Biedermeier-Sekretär. Im Schlafzimmer befinden sich im wesentlichen die beiden großen Ehebetten mit je einem Zierkissen obendrauf. Waschen tut man sich an einem

Waschtisch mit Schüssel und Krug. Links eine Schublade für Karls Rasierzeug und rechts eine Schublade für Grethes Siebensachen.

Das Eßzimmer mit Eßtisch und den vielen Stühlen, mit dem riesigen Büfett und der »Anrichte« ist das vollste der drei Zimmer. Da ist kaum noch ein Durchkommen.

Beim Einzug hatten die Arbeiter die Möbel auf die Treppe gestellt, weil sie so ohne weiteres gar nicht in die Zimmer paßten, man kam nicht vor und nicht zurück. Die Träger hatten geschimpft, und die Hausbewohner hatten auch geschimpft. Grethe war von einem zum anderen gelaufen und hatte die Hände gerungen, und die Träger hatten ausgespuckt; sie wollten wohl, aber wie sollte das »angehen«?

Die Nachbarsfrauen, die gerade vom Milchmann kamen, stießen mit dem Fuß gegen die Stühle: »Wotau brucken Se denn all de Stöhl? Wullt Se hier een Kino uppmaken?« Und der Milchmann, dessen Apfelschimmel ohne jeden Befehl länger als üblich hier stehenblieb, stand an seinem Milch-Blechkasten, die Hand auf dem blanken Magermilch-Hahn, und schüttelte den Kopf.

»So fühl Stöhl . . . «

Sogar im Vorgarten hatten die Möbel gestanden, auf dem kümmerlichen Rasen, neben dem von Hunden totgepinkelten Fliederbusch: die Garderobe, der Wäscheschrank, die Nähmaschine und der Flügel. Oben auf dem Flügel gar Karls alte Kinderfestung, eine Festung mit Türmen, von innen zu beleuchten,

Welch eine Wendung durch Gottes Führung!  
und mit verzinkten Gräben, zum Wasser Einfüllen.  
Ein Wunder, daß dann doch noch alles unterzubringen gewesen war. Sogar der Flügel, und das ist kaum zu glauben.

Eine zwar kleine, aber freundliche Wohnung ist es, mit Ausblick auf die Kronen von Straßenbäumen und auf Telefondrähte und nicht ohne Sonne. Leider sind die Bewohner dieses Hauses nicht sehr freundlich, außer dem Hauswirt, Franz, dem Schlossermeister, unten im Parterre. In seinem Wohnzimmer hat er die Fotografie seines Kompaniechefs stehen, dem er in Flandern das Leben gerettet hat. Im Trommelfeuer war er aus dem Graben gekrochen und hatte sich den verwundeten Leutnant aufgeladen, und der hatte aufgehört, um Hilfe zu schreien, und hatte ihn erstaunt angesehen, daß der sich da quasi für ihn aufopfert, seine Uhr hatte er ihm dann geschenkt und später auch das Geld für dieses Haus.

Ja, Franz hatte seine Erfahrungen gemacht mit Herrschaften, und er ist freundlich auf eine nachdenkliche Art, aber die andern Bewohner sind es eben nicht. Die Kellnersleute im zweiten Stock zum Beispiel, mit deren Ehe es nicht zum besten steht, und Arbeiter Büsing mit Frau und vier Kindern im dritten, obwohl Grethe stets als erste »Guten Tag« sagt. Da wird kaum mal genickt.

Diese Kapitalisten haben hier nichts zu suchen, die sollen sich ins »Bradenfreter«-Viertel scheren.

Vom zweiten Stock schüttet die Kellnersfrau den Kempowskis gar fettiges Abwaschwasser ins offene Oberlicht, und Grethe weint, weil man ihr die Wäsche auf dem Hof mit Dreck beworfen hat.

Unfreundlich sind diese Leute, und gehässig. Am Washtag, zum Beispiel, für den Grethe sich groß und breit auf der Tafel eingetragen hat: Als sie den schweren Wäschekorb hinunterträgt die glatten Stufen (ganz allein hinunterträgt), da findet sie den Kessel voll mit den Frackhemden des Kellners.

Manchmal wird auch an der Tür geklingelt, und wenn Grethe dann hingeht, steht da keiner. Statt dessen hat



jemand auf das blankgeputzte Messing-Türschild gespuckt.

Karl putzt die goldene Brille und beruhigt seine kleine Frau – manchmal so übernervös –, er trinkt den Kaffee in großen Schlucken und beißt ins Brötchen, daß es kracht.

»Treckt sick all' na'n Lif«, sagt er und tätschelt ihre Wange und sagt: »Frühstück ist doch die beste Jahreszeit, mein Grethelein.«

Er hat es ja auch nicht leicht, denn in der väterlichen Firma sitzt er ziemlich herum.

Wenn Karl morgens »nach unten« gegangen ist, an den Hafen, ins »Komp-to-ahr« also, »hinaus ins feindliche Leben«, wie er sagt, und an seinen leeren Schreibtisch dort, sitzt Grethe noch ein wenig am Kaffeetisch und denkt an ihr Elternhaus in Wandsbek, an das Kaffeetrinken auf der Terrasse, morgens, wie war das immer schön! Der weißgedeckte Tisch unter der selbstgepflanzten Birke! Sie rührt in der Tasse und seufzt. Aber auch nicht immer war es schön, das fällt ihr ein, Butter *oder* Marmelade, diese alte Geschichte, und als Kind, jeden Abend um sieben ins Bett, auch im warmen Sommer! Nein, hier ist man wenigstens sein eigener Herr, klein, aber mein, kann die Tür hinter sich zumachen, und, wer weiß, vielleicht wird die Villa am Schillerplatz ja doch noch frei eines Tages?

Wonnig, wie die Sonne jetzt einfällt in die Wohnstubenfenster. Grethe steht auf und rückt die Sessel mal hierhin und mal dorthin – »so sieht es schon viel besser aus« –, und dann rückt sie die Blumentöpfe mal hierhin und mal dorthin, dieser entzückende Efeu, der hat ja wohl drei neue Triebe?

Das Bild von Lübeck hängt sie über die Kredenz, und das Bild von Graal über den Rauchtisch, dahin also, wo vorher das Bild von Lübeck gehangen hat.

Grethe sucht sich zu beschäftigen, aber am Ende sitzt sie dann doch da, wie in einer Möbelhandlung, die Hände im Schoß und guckt dem Kanarienvogel zu, wie der von Stange zu Stange hüpf und die Flügefledern durch den Schnabel zieht: Ein wenig frischer Salat würde ihm jetzt guttun. Oder mal baden? Schnell mal das Badebecken holen und gucken, ob er da reingeht.

Sie beobachtet den Kanarienvogel, oder sie lauscht, weil oben der Kellner schimpft und die Frau weint. Wenn Grethe den Atem anhält, dann kann sie sogar hören, was er da schimpft. »Du gottverfluchte Sau!« Solche Wörter hört man klar und deutlich, und das Rumpsen auch. (Wonach dann Stille eintritt.)

Grethe setzt sich öfter an den Flügel und spielt, so leise es geht: »Glückes genug« – leise, damit die da oben nicht aufmerken. Gelegentlich greift sie wohl auch eigne Akkorde, mutige, bejahende Akkorde, D-Dur, D-Dur Sept und dann nach G so rüber. Und dann steht sie auf und kramt im Sekretär, in den zahllosen Fächern und Schubladen: sie holt Fotografien heraus, alte und neuere, und ein gewisses Foto legt sie auf den Notenständer: »Los Leute! Ab!« Das Foto von August Menz, dem Flieger, mit seinem eckigen Gesicht, Lacke und Farben en gros: Wie er sie damals nahm und mit ihr tanzte, diesen Tango, den sonst noch keiner konnte... Und die Akkorde modulieren sich unter ihrer Hand ins nachdenklichere Moll.

Für das Säubern hat man zunächst eine freundliche Frau aus der Nachbarschaft, die dauernd sagt, wie schön die junge Frau Kempowski ist, ach, und die weißen Hände, so ganz ohne Schwielen, und »all de veelen Bökers«; und da drüben an der Wand, das ist ja wohl ein richtiges Wappen, was? »Bohnum – Bohno?« Da ist die junge Frau am Ende wohl gar adelig?

Zuerst findet man es rührend, wie diese Frau das so sagt, ein immerhin doch ganz einfacher Mensch, bald findet man es nur noch nett, und dann geht es stark auf die Nerven, und man entledigt sich ihrer, und man engagiert ein kräftiges, blondes Mädchen mit klaren blauen Augen: Dorothea Schütt aus Jerichow. Eine Bodenkammer wird gemietet für sie, worin ein festes Bett steht, und ein Waschtisch mit irdener Schüssel und Kruke, Kernseife, und klares kaltes Wasser.

Einen weiten Blick hat man von hier oben, über Pappdächer voll mit Bodenluken und Schornsteinen: Wolken stehn am Himmel. Da hinten ist ja wohl sogar ein Schornsteinfeger bei der Arbeit?

Zunächst gibt's Rabbatz im Haus, als das Mädchen bei den Kempowskis einzieht. Oben beim Kellner wird gepoltet und noch weiter oben bei den Büsings auch. Daß diese Kapitalisten sich nun auch noch bedienen lassen! Von vorn und hinten! Pi-Pott ausschütten, morgens, mittags und abends. Daß die sich nicht schämen! Aber Dorothea mit ihrem dicken, blonden Haar, im Treppenhaus, die schimpft zurück! Daß sie sich freut, endlich in Stellung zu sein, und: was die das angehn tut?

Grethe steht hinter der Etagentür und lauscht mit klopfendem Herzen. Oh, sie kennt das einfache Volk. Am Mühlberg in der Warteschule, da hat sie es kennengelernt, als junge Kindergärtnerin: Männer, die ihren Lohn vertranken, im Stich gelassene Frauen mit Kindern, jedes von einem anderen Mann...

Schließlich kommt Franz aus seiner Parterrewohnung hervor, mit breitem Schritt, er reißt sich aus der Betrachtung der Gönnerfotografie los und begöschet die Leute, die sich da über das Treppengeländer beugen und schimpfen. Er nimmt die blanke Nickelbrille von der eingekerbten Nase und sagt: Das kann er nicht dulden, daß der Hausfrieden hier gestört wird. Das Mädchen kann schließlich

nichts dafür, daß sie in Herrschaft ist, und er setzt die Brille wieder auf. Jeder will schließlich leben!

Plattdeutsch spricht er und mit ruhig Blut, und die Stirn wischt er sich mit einem großen, bunten Taschentuch, und seinen Schnurrbart wischt er sich auch und hinter dem Kragen, damit die Leute sehen, daß ihn das anstrengt, und daß sie innewerden, wie schlimm es ist, einen Menschen aus seinen schönsten Gedanken zu reißen. Ja, wenn Grethe die Sprache dieses Mannes richtig deutet, dann kommt sogar »Schesuß« darin vor. Ob sich die Menschen seines Hauses nicht schämen, fragt er, und was »Schesuß« wohl dazu sagt. Ob sie sich das schon überlegt haben?

Friede kehrt schließlich ein in die Borwinstraße, denn Franz geht in den Patriotischen Weg, dort sitzt die Himmels-Gemeinde, die erwartet ihn in ihrem Gotteshaus, ihn zu beraten, und er kommt zurück und redet immer länger und wortreicher im Treppenhaus, das sich dann mit Menschen füllt, von Jesus, vom Lamme auch, das all sein Blut gegeben, und das wirkt beruhigend auf alle.

Ein übriges tun die 80 Zentner Bunkerkohle, die Karl den mit Torf heizenden Hausgenossen spendiert, große Brocken, die man mit einem Hammer zerschlagen muß, und nicht unerheblich ist es, daß die hübsche Dorothea außerdem noch das ist, was man »diplomatisch« nennt. Oft weint sie in der Waschküche mit der Kellnersfrau oder sie schimpft mit Frau Büsing im dritten Stock.

Frau Büsing mit ihren vier Kindern, die ihren Mann jeden Freitag von der Arbeit abholt, damit er das Geld nicht vertrinkt, Frau Büsing will immer gerne wissen, was die da unten mit »all de Stöhl maken«.

Da kann man dann aushelfen: Die Wissenslücke läßt sich schließen. In der Küchentür steht Dorothea, wo auf dem Herd Kartoffeln kochen, die Kinder rutschen und krab-

beln heran und halten sich an ihren Beinen fest, und auch der schwarze Kater auf der Fensterbank, der sonst in die Schale mit dem Griebenschmalz starrt, der starrt jetzt herüber, absolut bewegungslos.

»Kennposski iss ja woll 'n ganz bunten Hund?«

Manchmal steht Dorothea unten im Parterre bei Franz. Das Schlüsselbund biegt er ihr auf, das geht immer so schwer aufzubiegen, wenn man einen neuen Schlüssel den alten hinzufügen will, was hin und wieder nötig ist, und was symbolisch ist, wie Franz sofort bemerkt. Das Aufbiegen des Schlüsselbundes gibt ihm Gelegenheit, von »Schesuß« zu sprechen, der die Schlüssel zu »unsere Herzen« hat, vom Lamme auch und all dem Blut. Und daß die Himmels-Gemeinde keine Sekte ist, sondern alles ganz regulär. Die haben ja sogar einen richtigen Bischof! Lokomotivführer ist der von Beruf. Vielleicht geht Dorothea mal mit zur Himmels-Gemeinde in den Patriotischen Weg, bei der Franz sich immer häufiger einstellt, seit er Witwer ist.

Ja, vielleicht geht sie mal mit, das ist nicht ausgeschlossen. Warum nicht? Das Bild des Heilands jedenfalls, das Franz ihr schenkt, läßt sie sich annageln von ihm, über ihrem Bett.

Grethe überlegt ganze Nachmittage, was sie dem Mädchen zu tun geben kann, und doch ist sie dann immer gleich »schon fertig« und kommt herein und schickt sich an, auf der Lehne des grünen Sessels Platz zu nehmen zu ausgiebigem Gespräch. Über die Büsings redet sie gern, daß die eigentlich gar nicht so verkehrt sind, daß es in der Küche dort jedenfalls immer pieksauber ist, was man von der Küche der Kellnersleut' nicht gerade sagen kann (und die Betten ewig ungemacht). Ein solches Gespräch kann man ihr nicht gut verbieten, zu verhindern ist es nur, wenn man bei ihrem Erscheinen augenblicklich sagt: »Ach, gut,

daß Sie kommen, Dorothea . . . Der Spiegel in der Toilette muß noch blankgeputzt werden«, und vielleicht sollte man mal alle Teller abspülen; die werden zwar nicht benutzt, aber schaden kann das ja nicht.

Weil sie beschäftigt werden muß in dieser kleinen Wohnung, wird jeden Tag »gründlich« gemacht. »Alles rennet, rettet, flüchtet!« – gewischt und gebohnt, so daß es bei den Kempowskis stets nach grüner Seife riecht.

Grethe geht inzwischen einkaufen, sie kann nicht gut im Sessel sitzen und zusehen, wie Dorothea bohnt: immer stößt sie an die Standuhr mit dem Bohnerbesen (das macht »boin!«), soll sie womöglich jedesmal sagen: »Aber Dorothea, nun sehen Sie sich doch vor!«?

Es ist eine unerfreuliche Gegend, und spazierengehen kann man hier nicht. Man kann höchstens einmal um die Kirche herumgehen, was nicht unproblematisch ist; denn Pastor Straatmann liegt hier auf der Lauer, dieser rührige Mensch, der läßt seinen Nachhilfeschüler sitzen und kommt aus seinem Haus herausgesprungen mit raumgreifendem Schritt und bietet der jungen Frau an, zusammenzuhalten wie Pech und Schwefel, und ob sie nicht mitsingen will im Chor, jeden Donnerstag?

»Was, Frau Kempowski? Wär das nicht was für uns? All die schönen Lieder?«

Oder ob sie sich nicht einmal ein bißchen um die arme Frau Schwarzmüller kümmern will, die hat nun schon die dritte Fehlgeburt, und der Mann schlägt sie in einem fort? Das fragt er sie, mit seinem freien Blick, und läßt nicht ab von ihr.

Solche Offerten sind unangenehm, weil man's nicht tun mag, da hingehen in die Waldemarstraße und dieser bleichen Frau die Hände halten. Unangenehm auch deshalb, weil man's eigentlich tun müßte, zu der armen Frau Schwarzmüller gehen und nach dem Rechten sehen, und zwar aus christlichen Gründen. Deshalb unterläßt Grethe

das Um-die-Kirche-Herumgehen. Sie geht statt dessen zielbewußt zum Kaufmann, der hier zuständig ist.

So nötig wie die Braut zur Trauung,  
ist Bullrich-Salz für die Verdauung!

Sie kauft Grünen Käse und Dr. Oetkers Vanille-Pudding, für Karl, der ganz ratlos ist, was er da unten in der Firma eigentlich soll, der immer noch nicht richtig »drin« ist in dem Betrieb und auch nicht weiß, wie er's anstellen soll, hineinzukommen.

Beim Schlachter an der Ecke hängen halbe Rinder von der Decke, deren Anatomie läßt sich hier studieren. Alles Unappetitliche ist säuberlich entfernt, nur das schiere Fleisch mit den nötigsten blanken Knochen hängt da, und zwar einschließlich Schwanz, vom Fleischbeschauer mit einem lila Stempel versehen. Oben drüber eine Orgelpfeifenreihe verschiedener Würste, weiße, rote und schwarze, abnehmbar mit einer Stange, an der ein Haken ist.

Auf dem blanken Tresen liegt der Aufschnitt ausgebreitet, unter Glas. Schinken und Salami sind noch nicht zu bekommen, aber Sülze, mit sternförmig angeordneten Mohrrüben- und Fleischeinlagen: Da ist das bloße Angucken schon ein Genuß.

Lebensmittelmarken gibt's zwar noch, aber »darf's ein bißchen mehr sein?« wird schon wieder praktiziert, hier in Mecklenburg, was anheimelnd wirkt und anregend auf die Speicheldrüse.

Grethe kauft Hack, und der freundliche Schlachter, der mit seinen schwarzen Locken beinahe wie ein italienischer Friseur aussieht, dreht die Hackmaschine, Freede heißt der Schlachter, und er dreht die Hackmaschine ganz so, wie draußen auf der Straße die Drehorgelmänner ihr Instrument bedienen: Weiß-rote Fleischstränge kommen unten heraus, was Grethe irgendwie gern sieht. Oben werden die blutigen Würfel hineingetan, und unten



kommt das appetitliche, seiner wahren Natur entkleidete Fleisch heraus. Herrlich! Den ganzen Tag könnte Grethe das mitansehen.

Hackfleisch, halb und halb aus Schwein und Rind, kauft Grethe für Frikadellen, die sie jede Woche einmal macht, weil Karls Miene sich dann nämlich aufhellt. Aufgeweichte Brötchen tut sie in den Teig, Zwiebeln und Ei, und wenn sie das knetet, dann riecht das gut, und sie muß es oft probieren.

Wenn Grethe zum Schlachter hineingegangen ist, dann setzen sich die verschiedenen Bettler dieser Gegend in Marsch, auch die Drehorgeln kommen von überall her. Der Schlachter gibt ihr aus der Kasse mit blutigen Fingern ein paar blanke Pfennige heraus. »För de dor buten.« Obwohl man mit Pfennigen in dieser Zeit nicht mehr viel anfangen kann.

Wenn Grethe die blanken Pfennige verteilt, tritt auch Schlachter Freede auf die Straße, stellt sich an den Baum, der vor seinem Laden steht, und klopft dem quasi auf die Schulter. Daß man den hier abhackt, das würde er nicht dulden. Aber warum sollte man auch.

»Darf's ein bißchen mehr sein?« und »För de dor buten«, das sind die Pole, zwischen denen Grethes Besuche beim Schlachter sich ereignen, und Schlachter Freede hat sehr schöne schwarze Locken und auf dem Haar ein weißes Schiffchen, schräg.

Wenn Karl nach Hause kommt, zurück an den häuslichen Herd, zur »züchtigen Hausfrau«, wie er sagt, den eigenen Etagenschlüssel aus der Hosentasche zieht und seine eigene Etagentür aufschließt, dann schnuppert er: »Hoffentlich kein Dorsch.« Und wenn er dann statt Dorsch seine geliebten Frikadellen riecht, dann schießen all die vielen für Verdauung in Frage kommenden Drüsen ihre Säfte in sein Inneres ab, und zwar alle gleichzeitig.



»Mahlzeit!« ruft er oder »Mahlsoweit!«, und er haut den Hut auf den Haken. Und dann geht er hinein, direkt ins Eßzimmer, wo die schöne Dorothea die guten silbernen Bestecke noch ordentlicher hinlegt, als sie ohnehin schon liegen.

Vorbeidrücken tut sich Karl an dem nach Kernseife riechenden, festgefügtten Landkind, wobei es sich nicht gänzlich vermeiden läßt, daß man einander sacht berührt – dies unglaublich schöne Haar, golden und in schweren Flechten? –, und da ist es ja auch schon, das liebe Grethelein!

Das Grethelein erhält einen hingeschmatzten Kuß und einen Kniff in den Popo.

»Gott, Karl!«

Zu Frikadellen und zu Bratwurst mit Linsen kann Karl aus vollem Herzen »Ja!« sagen, er stopft sich die »Selviette« in den Kragen und stellt Messer und Gabel auf, wie der Vater das auch immer tut, in der Stephanstraße, und »Bratswurst« sagt er, weil das so schön schmurkelig und behaglich klingt und weil Bratswurst »echter Käse« ist, wie man ja auch analog zu Bratswurst »Lebenswurst« und »Metzwurst« sagt, was man vom alten Ahlers hat, der das vermutlich in seiner Fahrenszeit erfand.

Der leere Schreibtisch in der Firma wird vergessen und Sodemann, der dicke Prokurist, der neuerdings häufiger den Lehrling zu ihm rüberschickt, ob der dem jungen Herrn wohl was helfen soll, was man nicht recht verstehen kann und ihm eines Tages heimzuzahlen verspricht. Einst wird kommen der Tag! Einstweilen muß man noch stille sein, alles still erdulden, an dem riesigen, Tag für Tag leerer werdenden Schreibtisch: Es wird sich schon noch etwas finden für ihn in der Firma seines Vaters.

... da sitzt der dicke Bösewicht  
und wartet auf sein Leibgericht ...

Frikadellen, Bratwurst, Kotelett – das sind Göttergaben,

derentwillen man es nicht versteht, daß es eine Menge Vegetarier gibt auf dieser Welt, Leute wie »gustav nagel«, der ja wohl barfuß herumläuft und sich das Haar nicht schneiden läßt.

Wie das Mädchen sich macht, fragt Karl, nachdem er sich diverse übervolle Gabeln in den Mund geschoben hat, und er wischt sich den Mund ab, was auch wieder so ein Akt ist. Ob sie schon was von dem Geschirr zerschlagen hat, will er wissen.

Nein, noch nicht, noch ist das Geschirr absolut vollständig. Aber die Toilettentür läßt sie stets und ständig offen, und den Kissen gibt sie einen Knickschlag, und die Vasen und Kästchen auf der Kredenz und auf dem Büfett stellt sie beim Staubwischen nie wieder so hin, wie sie gestanden haben. Das ist das einzige, was zu beanstanden ist, und das ist allerdings zum Rasendwerden.

Karl möchte gerne wissen, ob das Mädchen Dorothea in der Küche barfuß läuft. Schön wäre es, wenn sie das täte und wenn man einen Feuerherd hätte, aus dem die Flammen herausschlugen... An Brügge denkt Karl, an die kleine Lehrersfrau, und er hört noch, wie es klang, wenn sie die Eisenringe herausnahm aus dem Herd und die Töpfe hin- und herschurte. Aber das sagt er nicht, an das denkt er nur, während er sich hinter vorgehaltener Hand die Zähne reinigt.

Zum Nachttisch will Karl immer gern »Scholapo« haben, Schokoladenpudding mit Mandeln und untergezogenem Eierschnee. Der füllt die letzten Risse und Schrunden des Magens, sagt er. Und wenn er den gegessen hat, legt er sich ins Bett. Sucht vorher noch sechs Bücher aus dem Bücherschrank zusammen, nach genauester Prüfung. »Professor Unrat« zum Beispiel – »wohl aufgemerkt nun also« –, und »zieht sich zurück«, wie er sagt, ins Schlafzimmer, zu ernstem Studium.

Ob Dorothea ihm nicht ein Gläschen Wasser ans Bett bringt, für seine trockene Kehle, das möchte er gerne fragen oder anordnen, wozu er als Hausherr in gewisser Hinsicht das Recht wohl hätte. Aber das läßt er lieber bleiben. Sonst würde am Ende gar gefragt werden, warum er sich das Wasser immer bringen läßt und es dann gar nicht trinkt? Und deshalb müßte er es trinken, was zur Folge hätte, daß er gefragt werden würde, ob er am Ende gar Zucker hat? Dauernd dieses Wasserge-trinke?

Der Kanarienvogel flötet und trällert im sonnigen Fenster, und Grethe paßt auf, daß Dorothea in der Küche nicht womöglich singt, was Karl an sich ganz gerne hört. Lauschen würde er, und an einen ausgefransten Rock würde er denken, der um feste Waden spielte, und an ausgewaschene Fliesen, rot und weiß.

Eine halbe Stunde später hat Grethe dann zu tun, daß sie ihren Mann wieder wachkriegt. Der liegt auf dem Rücken mit gefalteten Händen und schnarcht, und die sechs Bücher liegen auf seinem Nachttisch gänzlich unberührt.

Nach dem Mittagsschlaf, wenn das Mädchen bereits mit dem Gaseisen Kragen bügelt – jeden Tag muß Karl einen frischen Kragen umbinden, Hemden mit angewachsenem Kragen trägt man noch nicht –, begleitet Grethe ihren Mann in die Stadt, Arm in Arm, an Bettlern vorbei, denen 1-Pfennigstücke gegeben werden. Ein alter Mann mit Handharmonika, der immer dasselbe spielt, wird besonders bedacht.

Fühl' in des Thrones Glanz  
die hohe Wonne ganz,  
Herrscher des Volks zu sein . . .

das spielt er jedesmal, wenn Karl vorbeigeht, jedesmal ganz zufällig,

Nicht Roß noch Reisige  
sichern die steilen Höh'n,  
Wo Fürsten stehn!

wofür er dann auch jedesmal einen ganzen Groschen  
erhält.

Einmal um die Heilig-Geist-Kirche herum wird gegangen, wo Pastor Straatmann zwar ans Fenster springt, sich dann jedoch zurückhält – Eheleute? Da darf man sich nicht dazwischendrängen – Pastor Straatmann, dem die Gotteskindschaft aus den Augen leuchtet, wie Karl scherzt. Ob sie nicht auch findet, daß dem die Gotteskindschaft aus den Augen herausleuchtet? wird Grethe gefragt, und zwar so lange, bis sie endlich sagt: »Gott, Karl! Nun laß es!«

Dann gehen sie über den »Brink«, eingehakt, Karl mit seinem Handstock, den er eigentlich gar nicht braucht, der ihm aber als ein Zeichen seines Bürgertums unentbehrlich ist. Dem Kröpeliner Tor schreiten sie entgegen, dieser kolossalen Anlage. Man schreitet auf dieses Tor zu, man kann gar nicht anders als darauf zuzuschreiten: Wenn man hindurchgegangen ist, erst dann befindet man sich im eigentlichen Rostock, und hier geht dann sofort das Grüßen los. Oh, wie nett, das ist ja Habersaat. – »Was hat der bloß für 'n komischen Kopf?« – mal nach links und mal nach rechts wird begrüßt, und »O Gott!« da hinten geht ja Dr. Heuer, der hat die beiden jungen Leute nicht bemerkt, wie gut! Sonst würde er sie nämlich gestenreich begleiten, in den Rinnstein stolpern und gegen Laternenpfähle laufen, all' solche fürchterlichen Sachen.

Hoffentlich ist auf dem Hopfenmarkt nicht wieder so ein  
Auflauf mit schreienden Menschen, die Schilder tragen:

Hoch die Zollern!

An den Galgen!

Da faßt einen ja der Menschheit ganzer Jammer an, wenn

man so was sieht? Was? – Der Kaiser mag gewesen sein, wie er will, sagt Karl, aber dies? Nee.

»In seinem innersten Herzen lebt eben noch die große Liebe für das alte, mächtige, saubere Deutschland«, so schreibt Grethe ihren Eltern nach Wandsbek, was man dort versteht und billigt.

Im Café Herbst kehren sie ein, auch »Alte Münze« genannt. Hier gibt es Baumkuchen in den Mecklenburger Farben: blau-gelb-rot, und hier herrscht vornehme Ruhe. Gedämpft fragt man einander, ob dieser Tisch wohl der rechte sei oder jener? Wie? Der da? Aber nein – daneben ist ja gleich die Toilette . . . Da muß man dann ja dauernd gucken, ob man den kennt, der grade herauskommt.

Kaffee wird getrunken, und Mikado-Torte wird dazu gegessen, mit viel Schlagsahne darin und mit Zitrone, und weil dieses Café »Herbst« heißt, macht man den alten Witz, daß ein Herr Herbst mal im Frühling bei Schneidermeister Sommer einen Wintermantel sich hat machen lassen.

Der Regent,  
Dirigent,  
das regent . . .

Man rührt in der Kaffeetasse, sagt »Blu-mento-pferde« und macht sich gegenseitig auf die Leute aufmerksam, die hier sitzen, was der da hinten für komische Ohren hat, Dunnerlüttchen, und »Guck mal die da!«. Und dann wird beraten, ob man das Geld in Wandsbek, das da auf der Kasse liegt, nun holen soll oder stehen lassen, wie Vater de Bonsac es neulich erst wieder ernst anheimgestellt hat. Den Lohn für die Arbeit in der Warteschule abheben und dafür Bücher kaufen? Oder das Geld stehen lassen und mit ansehen, wie es durch die schönen Zinsen immer mehr und mehr wird?

Erst mal stehen lassen, wird beschlossen, abheben kann man das Geld ja immer noch.

Karl muß jetzt ins Geschäft hinuntergehen. Er zögert das noch etwas hinaus, denn die Kontobücher, die er nachzurechnen sich vorgenommen hat, sind schon alle nachgerechnet, und er kann ja nicht gut die Briefmarken ablösen, die sich unten rechts in seinem Schreibtisch angehäuft haben. Zu tun gibt's nichts für ihn: Im Krieg, ja, da hätte man ihn brauchen können, da wußte man so manches Mal nicht, wo einem der Kopf stand, aber jetzt? Kanonen werden nicht mehr gegossen zur Zeit, und die Erzfuhrren haben aufgehört, und zwar gänzlich.

Einen nassen Kuß geben sich die beiden, und während Karl seufzend dem Hafen zueilt, die Mönchenstraße hinunter, mit fest und fester werdendem Gesicht, bummelt Grethe noch ein wenig in der Stadt umher. In der Universitätsbuchhandlung Leopold wartet schon der nette Herr Reimers, der sie immer so herzlich berät. Gleich schlägt er den Katalog zu, in dem er gerade blättert, sagt »Guten Tag« und fragt, ob man sich vielleicht selbst umsehen möchte, oder ob er der jungen Frau vielleicht was empfehlen soll?

Keine dieser politischen Broschüren wird er Grethe empfehlen, nach denen Karl immer greift, vom Schandfrieden und vom Dolchstoß: daß die ruhmreiche deutsche Armee noch völlig intakt war und plötzlich zurückmarschieren mußte, nicht die Abrechnungen der Frontsoldaten mit den Etappenhengsten, nicht die hetzerischen Schriften minder Leute gegen Offiziere und Krieg überhaupt. Nein, etwas Schönes sucht Herr Reimers heraus, etwas Erhebendes, von Blütensträuchern und von Schmetterlingen, daß die Blütensträucher über den Zaun hängen und Schmetterlinge im Sonnenglast darüber hingaukeln, und Herr Reimers, der im Krieg wegen eines Hüftleidens vom Militärdienst befreit war, weiß immer sofort, wo das zu finden ist.

Was gibt es jetzt aber auch schon wieder für entzückende

Bücher! Strindberg, gelb eingebunden mit braunem Druck, und Fritz Reuter in rotem Leder mit Goldschnitt! Man könnte sich ja totkaufen, aber so viel Geld hat man nun auch wieder nicht, jetzt, wo die Preise dermaßen steigen. Und Fritz Reuter besitzt man ja schon.

Cäsar Fleischlen hat man sogar doppelt: »Von Alltag und Sonne«, heißt das Buch, und der Dichter hat vorn etwas hineingeschrieben: »Tränen« und »Wer weiß?« und »Gaal 1915«.

Grethe kauft die »Sieben Legenden« von Gottfried Keller in einer Miniaturausgabe mit schönen Steindrucken darin, handnumeriert. Das wird sich auf ihrem Sekretär gut machen, linker Hand, hinter einem kleinen gedrechselten Geländer, wo früher Fotografien standen. Herr Reimers wird aufpassen, wenn wieder eines dieser entzückenden kleinen Bücher mit Steindrucken erscheint, das verspricht er. Eine flache Orient-Zigarette zündet er sich an, als sie den Laden verläßt, und seinem Kataloge wendet er sich zu.

»Ich wünsch' euch alles Schlechte!« Diesen Spruch der Schwiegermutter, am Hochzeitstage ausgerufen, wird Grethe nicht so leicht vergessen, und doch geht Grethe öfter mal in die Stephanstraße, wenn es sich gerade so macht. Was passiert ist, das ist passiert, da kann man nichts machen, das läßt sich nie wieder zurückholen, aber der Mensch muß auch vergessen können, besonders dann, wenn er eine christliche Erziehung genossen hat.

Wenn Grethe in die Stephanstraße kommt, macht keiner der dienstbaren Geister die Haustür auf, nein, Silbi höchstpersönlich erscheint an der Tür, noch ehe man die Gartenpforte öffnet, weil ihr Mann verreist ist, geschäftlich, und weil drüben in ihrem Hause grade die Handwerker sind: eine Veranda anbauen, zum Garten hinaus, da



können die Kinder dann schön spielen, Bruno und Rike, wenn sie etwas älter sind. Draußen in der Sonne und gleichzeitig drinnen, und stets unter Aufsicht.

Nein, geklingelt braucht nicht zu werden, Silbi Schenk, geborene Kempowski, macht selbst die Tür auf, noch ehe überhaupt geklingelt wird, Silbi, dies entzückende Persönchen.

Und dann kommt auch schon Anna Kempowski herangerauscht: »Schön, mein Deern, schön, daß du da bist.«

Sie setzen sich in das Mahagoni-Zimmer an den blanken kleinen Mahagoni-Tisch, und Tee wird serviert im Meißner Weinblatt-Muster. Das vornehm nach Norden gelegene Mahagoni-Zimmer mit dem gemütlichen runden Tisch und dem schräggestellten Spiegel.

»Ach Hedwig, wollen Sie uns bitte Tee nachschenken?«

Vielleicht will man ja auch ein Likörchen? Einen ganz kleinen? Der kann doch nicht schaden?

»Ach Hedwig, gell? Sie bringen die Karaffe von drüben...«, und dann geht die feste Hedwig hinaus, und wenn sie wiederkommt, die Karaffe mit dem Likör auf einem kleinen Tablett und auch die Gläschen dazu, dann sieht das schön aus, wie die vornehmen Damen um den runden Mahagoni-Tisch herumsitzen und an ihre Halsbrosche fassen, Anna an den schwarzen Onyx, Silbi Schenk an die ererbte Gemmenbrosche und Grethe Kempowski, geborene de Bonsac, an den Topas, der an einer feinen goldenen Kette herabhängt. Jede hat die eine Hand an der Brosche und die andere Hand lässig auf der Lehne des Sessels. Und dann lösen sie sich, werden lebhaft, und trinken auf »Dein Wohl«, und wunderbar, wie das Schlehenfeuer durch die Glieder rinnt: »Oh, das tut gut!« Und was es alles zu erzählen gibt!

Der Herr von Schenk mit seinen Nieren. Oder ist es die Blase? Oder ist es beides? Sehr vorsichtig muß er sein, und oft ist er fort. Geschäftlich oder auf Kur? Bad Kissingen?



Wenn sie da so sitzen, setzt sich der alte Ahlers auch gerne mal dazu, mit seinem schönen weißen Bart, wie immer mit Knobelbechern zum Gehrock, er kommt als Kavalier alter Schule, hält den »Praline« unterm Arm, seinen steifen Hut, und macht einen Diener in der Tür: »Die edlen Damen . . . Kommt man gar ungelegen?«

Ein Sessel wird geholt, und wenn man ihm Tee einschenkt, steht er auf und nimmt den Kneifer ab, und wenn es aufhört zu plätschern, setzt er den Kneifer wieder auf und läßt sich in das Sesselchen fallen. Ah, das ist schön! Mit ruhiger, sanfter Stimme erzählt er die letzten Neuigkeiten, was die Sozis wieder angestellt haben und daß die uns alle ans Leder wollen, ein Wunder, daß man hier noch sitzt und Tee trinken kann.

An anderen Tagen wird Grethe in die Gesellschaft eingeführt, sie muß doch die Rostocker Gesellschaft kennenlernen!

Sie fahren mit dem Wagen von der Stephanstraße 11 zur Stephanstraße 14 und werden dort vom Chauffeur gemeldet, der eine Lederjacke trägt und die Mütze abnimmt, wenn die Damen heraussteigen aus dem Coupé.

Sie werden mit »Ah, meine Liebe!« empfangen, und »... wie reizend von Ihnen: wen bringen Sie uns denn da mit? Ihre Schwiegertochter?«

Und dann muß hineingegangen werden in das Biedermeier-Zimmer, das auch hier vorhanden ist, und man setzt sich auch hier an den entzückenden runden Mahagoni-Tisch und ißt Sahnestücken von Café Herbst und trinkt Kaffee aus kostbarem Porzellan, jede Tasse sieht anders aus, empireartige Formen, und in jede Untertasse ist der Namenszug einer höchsten Persönlichkeit eingegraben, sogar Könige sind darunter oder doch zum mindesten Königliche Hoheiten. Und jeder darf die Untertasse hochheben und lesen, wessen Nachfolger er ist.

Anna sagt, ja, sie fände ihre Schwiegertochter auch so reizend und so verliebt! Die schwebe ja im siebten Himmel! Dauernd säße sie mit Karl in einer Ecke, *knutschend* in einer Ecke, die wären ja gar nicht auseinanderzubringen...

»Nein«, sagt da die Frau von Sowieso, »das kann ich mir nicht vorstellen. Ihre kleine Schwiegertochter macht einen so wohlherzogenen Eindruck – das kann ich mir nicht vorstellen, daß sie sich so benimmt...«

Oh, das ist spitz! Das kriegt man aber in den falschen Hals! Das braucht man sich nicht bieten zu lassen!

Emphatisch wird aufgesprungen und hinausgerauscht. Der Chauffeur kann gar nicht so schnell aus seinem Fahrersitz herauskommen und den Damen den Schlag aufreißen, und dann auch noch die Mütze abnehmen... Und das Ankurbeln des Autos dauert länger als die ganze Fahrt von der Stephanstraße 14 zur Stephanstraße 11.

In der Stephanstraße 11 gibt es dann eine heftige Szene! Da fliegen die Sachen nur so durch die Gegend! Der alte Ahlers, der grade aus der Wohnstube kommt, verschwindet sofort wieder in der nächsten Tür.

»Du bist jung! Und ich werd' nun alt! Scher dich raus!« schreit Anna Grethe an, und bumms! kracht eine Tür und noch eine Tür, und Grethe erscheint auf der Straße, was der alte Ahlers durch die Gardine sieht – schneller als gewöhnlich geht sie und ein wenig bockiger als sonst –, und oben wird das Fenster aufgerissen und »Einmal und nie wieder!« wird geschrien, und klirr! wird das Fenster zugekracht.

Und da ist dann das Ei mal wieder kaputt. Man ist desavouiert, und man wird warten müssen, was nun für Friedensangebote gemacht werden.

Noch sind die Bücher der beiden Eheleute nicht zusammengewachsen zu einer gemeinsamen Bibliothek, noch

stehen im Bücherschrank, dessen Türen etwas quietschen, rechts die Bücher, die mit »Karl G. Kempowski« gezeichnet sind, und links die von »Grethe de Bonsac« aus Wandsbek.

Doch nun mehren sich bereits die Bücher, in denen der Name Kempowski steht. Eine dreibändige Literaturgeschichte zum Beispiel, die schenkt man sich gegenseitig, alles von Grund auf zu erlernen, damit man mal 'ne Ordnung hineinkriegt in die Dinge: Daß mit Walther von der Vogelweide die deutsche Dichtung losging irgendwie, steht darin und die Sache mit der Neun: Lessing 1729, Goethe 1749 und Schiller 1759.

Adolf Wilbrandt wird im letzten Kapitel als Rostocker Dichter ausgewiesen, der nicht von der Hand zu weisen ist, dieser Mann, den Karl tatsächlich einmal gesehen hat, mit eigenen Augen, am Hafen, beeindruckend und unvergeßlich, edel, in einem dunklen Radmantel mit breitrandigem Filzhut, den interessanten Kopf nachdenklich, ja, grübelnd zur Erde geneigt.

Auch einen Konzertführer kaufen sich die beiden, in dem genau steht, wieviel Symphonien jeder einzelne Komponist geschrieben hat und wie man sie auffassen muß. Durch Nacht zum Licht, nicht wahr? Das Ringen um Erkenntnis, dieser ständige Kampf mit dem Schicksal.

Auch eine Kunstgeschichte ist vorhanden, mit wundervollen Farbbildern und ausführlichen Bilderklärungen, in denen viel von Linienführung die Rede ist und von Proportionen.

Diese Art schöner Literatur hat Grethe zu sich hinübergestellt, auf die linke Seite also, wo auch die beiden kleinen Elfenbeinmäuse stehen, die sich immer gegenseitig angucken müssen, was das Mädchen Dorothea nicht begreifen kann und niemals lernen wird.

Die Kriegsliteratur hingegen nimmt Karl zu sich nach rechts, und den Granatzünder aus Flandern stellt er davor, der damals, als er ihn einsteckte, noch warm war. Die

Regimentsgeschichten der 210er, der 214er und anderer Nachbarregimenter stehen ebenfalls dort, mit grünem Einband, auf dem eine Granate dunkelgrün explodiert. Ferner findet sich dort die Rangliste des preußischen Heeres, in dessen Anhang ein Major »Krempowski« verzeichnet ist: Wenn man das »r« mit dem Daumnagel zuhält – und Karl tut es hin und wieder – dann ist das anregend.

Neben den Regimentsgeschichten steht ein Bildband mit Männern in Lederjacken und hohen Schnürstiefeln: »Unsere Flieger an der Somme.« Den hat Grethe da hingestellt. Vorn im Buch befindet sich eine Ehrentafel mit lauter jungen Helden-Gesichtern, von Eichenzweigen eingerahmt. Dann folgen die verschiedenen Flugzeugtypen, Fokker, AEGs, LVGs auf der Erde oder in der Luft, allein oder in Formation, und dann Bilder abgeschossener und havarierter Aeroplane: auf Seite 63 einer, von dessen zerborstenem Propeller sich eine Scheibe im Besitz der Familie de Bonsac befindet.

Die Jubiläumsausgabe von »1001 Nacht« mit den etwas gewagten Illustrationen steht auf dem untersten Bord, direkt neben der französischen Ausgabe von Balzacs »Tolldreisten Geschichten«. Sie ist ein Überformat. Man bekam sie zur Hochzeit geschenkt, und man sieht sie manchmal zu zweit an, mit rot oder röter werdenden Wangen, und manchmal findet im Anschluß an die gemeinsame Lektüre eine Hetzjagd statt, um den Eßtisch herum, wozu Karl die neue Kaffeemütze mit den Trodeln aufsetzt. Die Stühle kippen dann um.

Abends ist es am gemütlichsten: Wenn Dorothea hinaufgegangen ist in ihre Kammer – »Hat sie eigentlich einen Freund?« – oder hinuntergegangen zu Franz, der in seiner Küche mit glühendem Draht Sprüche auf Lindenholz Bretter zu schreiben versteht, die er dann verschenkt:

Schmecket und sehet  
wie freundlich der Herr ist!

Den »Rostocker Anzeiger« mit seinen vielen und meistens ärgerlichen Nachrichten hat Karl bald abgetan, das Geschäft mit seinen Unannehmlichkeiten verblaßt, und das Licht der Gaslampe fällt auf den runden Tisch. Der Kanarienvogel rückt ans Gitter und plustert sich, die Standuhr tickt ernst und regelmäßig – »bick-back« –, Grethe sitzt im Sofa und strickt, und Karl schneidet eine Zigarre an von Loeser & Wolff, Marke »Deutsche Krone«.

Zigarren von Loeser & Wolff sind »Tadellöser & Wolff«, so heißt es, und das sagt man immer wieder gern.

Wie hat man es schön, wie kann man zufrieden und dankbar sein. Arbeiter- und Soldatenrat? Nicht ausdenken, wenn die an die Macht gekommen wären. Am seidenen Faden hat's gehangen. Ebert mag sein, wie er will (mit Zylinder ein Bild für die Götter!), aber dem ist es schließlich zu danken, daß Deutschland nicht zu einer Sowjetrepublik geworden ist. Mit den Sozis kann man wenigstens noch reden. Heidtmann vom Rostocker Stadttheater zum Beispiel, das ist doch ein sehr vernünftiger Mann. Oder die Stadträtin Bultmann, mit der man sich vielleicht einmal befassen wird, demnächst, einen goldenen Zwicker auf der Nase hat sie, und immer so in Gedanken!

Oder Franz, der biedere Schlossermeister, der den ganzen Tag nicht aus der Wohnung herauskommt. Von dem weiß man eigentlich gar nicht so recht, was er eigentlich treibt. Wovon er also lebt, nicht wahr? Von den Mieten? Eigentlich ja sehr praktisch.

Man wird mit dem Vater reden müssen, in der Stephanstraße, wenn der Wind mal günstig weht, das Haus am Schillerplatz, das dritte von links – die Mieten müßte man doch eigentlich bekommen?

Karl setzt sich in seinem Sessel zurecht. Jetzt kommt das Vorlesen an die Reihe. Halt! Eben noch mal aufstehen und zwei Gläser holen und die Flasche Bordeaux und: »Sei doch mal eben still!«, an der zugezogenen Gardine lauschen, ob das da draußen Betrunkene sind, die da grölen, oder ob das was Politisches ist?

Wenn sich das beruhigt hat, setzt Karl sich wieder hin und schlägt das Buch auf: Fritz Reuter, »Ut mine Festungstid«. Schlimm, was der Mann alles erlebt hat: eingesperrt zu sein für nichts und wieder nichts! Und sieben Jahre!

Grethe meint, sie würde das keine drei Tage aushalten in so einem Loch, und zählt die Maschen nach, an dem Pullover, den sie für ihren Gatten strickt.

Um zehn Uhr wird die Rotweinflasche zugedreht. Während Karl hinübergeht ins Schlafzimmer, deckt Grethe den Vogel zu, was diesen zunächst einmal wieder aufweckt. Dann macht sie für einen Augenblick das Fenster auf, damit der Tabakqualm nicht in der Stube liegen bleibt. Sie muß sich damit beeilen, denn sonst schnarcht ihr holder Gatte schon, wenn sie hinüberkommt, und sie hat es doch zu und zu gerne, wenn man noch ein wenig klönt im Bett. Also rasch die Fenster wieder schließen und hinüberlaufen, sich die Sachen vom Leibe reißen und ins Bett springen.

Von der Firma sprechen die beiden nicht, wo die Dinge nicht so günstig stehen, auch nicht von der Schwiegermutter, mit der kein Auskommen ist, sondern davon, wie schön man es hat, und ob man sich noch an Graal erinnert, an das Wrack? Wie sie damals immer auf dem Wrack gesessen haben? Es ist für Karl als Mecklenburger gar nicht so einfach, »Wrack« zu sagen, und für Grethe als Hamburgerin ist es nicht einfach, das auch zu verstehen.

»Mehr sein als scheinen«, das ist Karls Wahlspruch, das sagt er immer wieder. So Typen mit Scherbe im Auge können ihm gestohlen bleiben. Oder Zigarre mit Bauchbinde »um« zu rauchen, das kommt ihm ja nun absolut nicht in den Sinn; Sodemann, dieser Emporkömmling, der streift sie auch nie ab. Der sagt ja auch »mein's auch so« statt Prost! Und »Mahlsoweit«, was allerdings ganz originell ist. Nein, nicht von der Firma wird gesprochen, wenn man da so warm im Bette liegt, und nicht von der Schwiegermutter, sondern von den Mieten, wieviel das wohl sein mag? Schillerplatz? Erstklassige Gegend? Und daß das ja eigentlich ziemlich merkwürdig ist, daß Vater Kempowski die einstreicht, wo er das Haus doch Karl geschenkt hat? Silbi »nutzniest« ihr Haus doch auch, oder »niesnutzt«, wie das heißt.

Über dem Bett hängt die Gaslampe mit zwei Kettchen zum An- und Abstellen. Ein A hängt an dem einen und ein Z an dem anderen Kettchen. Während Grethe sich endgültig zurechtzuschelt, muß Karl noch einmal aufstehen und an dem Z ziehen, und dann wirft er sich mit Krachen zurück, manchmal so halb auf Grethe drauf. Das hat dann eine heftige Wühlerei zur Folge, bis es still wird und die gleichmäßigen Atemzüge der beiden durch die Stube ziehn.

Grethe träumt davon, daß sie fliegt. Sie braucht sich nur mit den Füßen abzustoßen, und schon schwebt sie wie eine Schwalbe dicht über dem Erdboden dahin und um die Ecken herum. Daß sie das kann, ist ihr ein Genuß, und sie sagt im Traum zu all den anderen Menschen: Seht mal, es ist ganz einfach, ihr müßt euch nur abstoßen, das ist der ganze Witz.

Karl hingegen denkt zunächst an seine Villa am Schillerplatz und dann an ein Fräulein Inge von Dallwitz, mit der er als Kind mal Fußball gespielt hat, die wohnt direkt

gegenüber, man könnte sie also sehen vom Fenster aus und beobachten, eines Tages, nicht wahr, wenn man dort wohnt.

An die Fontäne denkt er auch, daß die manchmal »geht« und manchmal nicht, und dann hat er den Eindruck, daß in seinem Bett Schlangen versteckt sind, und er zieht die Beine an, aber die Schlangen stoßen in das Innere des warmen Bettes vor! Da springt Karl auf, reißt das Bett auseinander und schreit: »Schlangen! Schlangen!«

»Gott, Karl, wir sind hier in Deutschland«, sagt Grethe, »hier gibt es keine Schlangen«, und das Bett wird gemacht und man legt sich hin und seufzt und schläft wieder ein, Karl links, Grethe rechts. Und über ihnen hängt die Sixtinische Madonna mit den beiden so nachdenklichen Engeln.

Wer weiß, vielleicht kommt ja doch in absehbarer Zeit ein Baby, das wäre ja zu schön. Acht Monate ist man jetzt verheiratet; und geregt hat sich bisher noch nichts.